

The background of the book cover is a muted, teal-toned illustration. On the left, a woman is shown in profile, wearing a dark coat and a red hat with a large flower. She holds a dark umbrella. In the background, the Eiffel Tower is visible against a hazy sky. At the bottom, a balustrade with decorative balusters runs across the frame.

Alexandra Lavizzari

1000 Briefe für Rodin

ebersbach & simon

Roman

Alexandra Lavizzari

1000 Briefe für Rodin

Roman

ebersbach & simon

I

What a lot depends on one's body.

Gwen John

*19, Boulevard Edgar Quinet
April – November 1904*

Das Atelier des Meisters war nicht weit, Gwen gönnte sich Zeit für einen Umweg durch den Jardin du Luxembourg.

Auf den Straßen war der Matsch über Nacht in den Hufspuren erstarrt, nur im Schatten der vorstehenden Dächer lag der Schnee noch weiß und unberührt am Straßenrand.

Gwen fror. Der Wind ritzte ihre Haut auf und trieb ihr Tränen in die Augen. Ihr Kleid entsprach nicht der Jahreszeit, es war das Festkleid, in dem sie an warmen Herbstabenden im Arm von Ambrose getanzt hatte, damals, vor Jahren, auf den Bällen der Kunstakademie. Ein berauschendes Wirbeln durch die Menge, das Glück in Reichweite, fast so greifbar wie Ambroses Arm, der sich schüchtern um ihre Taille gelegt hatte. Und erst die neidischen Blicke. Vom jungen Ambrose hatte man sich in den Londoner Kunstkreisen viel versprochen. Gwen verschränkte die Arme vor der Brust und strich fröstelnd an der Mauer des Cimetière Montparnasse entlang.

Das Frühlingslicht tauchte den Jardin du Luxembourg an diesem Apriltag in milde Trostlosigkeit. Laub schwamm im großen Bassin, faulte auf den Wegen und in den Faltenwürfen der Statuen. Der Schnee lastete auf den Bäumen und erstickte jedes Geräusch. Gwen hörte nur den Kies unter den Sohlen knirschen, hörte die Stille, ihren Atem, dann und wann das Flattern eines aufgescheuchten Vogels. Sie war allein um diese Zeit, die Spaziergänger mussten schon

morgens mit ihren Hunden im Park gewesen sein; kreuz und quer über die Rasenflächen zog sich ein wildes Muster eingedrückter Pfotenspuren.

Gwen liebte den Park. Seit sie mit Dorelia in Paris wohnte, vier, sechs Wochen, so genau wusste sie es nicht, machte sie fast täglich ihre Runde. Sie mied die Alleen, verlor sich lieber auf den verspielten Wegen der *Pépinière* und ließ den Palast und die Terrassen im Rücken. Hinter dem Pavillon Daviou betrachtete sie den Farn, der sich aus dem moosigen Boden rollte, den Krokus, der büschelweise spross. Immer gab es neue Blumen zu sehen, heute die ersten Osterlocken. Viele Blüten waren noch gar nicht aus den Stängeln geschlüpft, stachen wie gelb gewickelte Stäbchen aus der Membran. Andere hatten sich entfaltet und leuchteten aus dem Gewirr entblätterter Stauden. Gwen kniete nieder und berührte sie mit ihren durchfrorenen Fingern. Sie fühlten sich samt an, sehr weich, trotz des Frosts, der ihre Stängel spröde machte. Sie musste sich beherrschen, sie nicht zu pflücken. Was dächte der Meister von ihr, wenn sie mit einem Blumenstrauß vorspräche?

Sie verließ den Park durch das Nordtor und ging in Richtung Seine. Sie wählte die windgeschützten Gassen, ungefähr kannte sie sich in den Verwinkelungen des Quartiers aus. Vom Kauern war der Kleidsaum nass geworden, auch an den Füßen fühlte sie jetzt die Feuchtigkeit durchs Leder dringen, aber sie kehrte in keinem Café ein, um sich zu wärmen. Sie schaute nur durch die Scheiben ins Innere der Stuben und stellte sich vor, wie ihr das heiße Getränk in den Magen floss. Das musste genügen. Es wäre unvernünftig gewesen, die letzten Sous im Café auszugeben.

Das staatliche Marmordepot lag im letzten Abschnitt der Rue de l'Université, viel näher am Seineufer, als Gwen er-

wartet hatte. Sie hatte die ganze Länge der Straße hochlaufen müssen, an Schreinereien vorbei, Buchbindereien, einem Schuhmacher, zahllosen Boutiquen, quer durchs Quartier des Invalides.

Der Weg zu den Ateliers führte, wie Hilda Flodin es ihr beschrieben hatte, über einen Innenhof mit Kastanien, an dessen Hausmauern sich Marmorblöcke reihten. Die Steine glichen gefrorenen Milchkuben, auf ihren Flanken schimmerte ein verästeltes Muster, als durchzögen Adern eine fast durchsichtige Haut. Gwen schaute sich die Quader aus der Nähe an, sie hatte noch immer Zeit, musterte eingehend die Oberflächen, die vom mechanischen Schnitt wellige Rillen aufwiesen. Auf einigen war der geschmolzene Schnee zugefroren und bildete einen Eisfilm.

Gwens Lippen waren blau vor Kälte, ein leises Zittern schüttelte ihre Glieder. Mehrmals fuhr sie sich mit der Hand übers Haar und vergewisserte sich, dass keine Nadel aus dem Dutt stach. Sie zwickte sich in die Wangen, um sie zu röten, betastete unterm Umhang den Kragen nach der Kamee, ob sie noch gerade saß. Kratzte den Matsch von ihren Stiefeletten und wehrte sich gegen die Angst, die ihr plötzlich wieder den Atem verschlug. Was sollte sie sagen, wenn sie ihm gegenüberstand? War ihr Französisch nicht mangelhaft? Gar lächerlich? Vergeblich suchte sie die geeigneten Begrüßungsformeln, die sie zu Hause eingeübt hatte, nur Bruchstücke fielen ihr ein, vom Akzent ganz zu schweigen. Am liebsten wäre sie umgekehrt, noch war ein Rückzug möglich. Aber sie hatte sich geschworen, nicht feige zu sein. Sie brauchte das Geld. In Paris starben dauernd Künstler an Hunger und Verwahrlosung, die Zeitungen waren voll von Nachrichten über gescheiterte Träume. »Der Meister wird mich verstehen müssen«, redete sie sich zu, »so einfach ist das. Er wird mich anhören, und wenn er mich erst

begutachtet hat, spielt die Sprache keine Rolle mehr. Hat Gus nicht geschrieben, dass der Meister junge Engländerinnen möge? *He loves English young ladies*, sind seine Worte gewesen, das ist klar genug. Nun, ich bin mit meinen siebenundzwanzig Jahren jung genug, und aus England stamme ich ja auch, oder immerhin fast, dachte sie. Zum Teufel also mit den Sprachlücken.

Gwen war von der Unordnung im Atelier überrascht. Sie befreite sich aus der Umklammerung der Concierge, die sie hineinführte, und wich in den Schatten des Türrahmens zurück. Wo sie hinschaute, standen versteinerte Menschen, die meisten ohne Arme und Beine. Ein ganzer Wald. Riesen und Gnome, Männer und Frauen, Köpfe, Torsos. Auch am Boden lagen Leiber im Mörtelstaub, zerstückelt, in den aufgerissenen Mündern einen stummen Schrei.

»Kommen Sie, Mademoiselle, keine Angst, kommen Sie nur. Der Maître erwartet Sie.«

Die Concierge winkte Gwen und ging ihr zwischen den Statuen schlurfend voraus. Sie hatte ungepflegtes weißgelbes Haar, und ihr Gesicht war von einem Netz feinster Runzeln überzogen. Aber von der sprichwörtlich schlechten Laune, die Hilda ihr geschildert hatte, war nichts zu merken. Gwen meinte sogar ein Lächeln um ihre Lippen spielen zu sehen, vielleicht der schüchterne Ansatz einer Aufmunterung. Sie folgte zögernd, die Augen auf die Schleifspuren geheftet, welche die Alte mit ihren Pantoffeln über den Boden zog.

Plötzlich hallte von der Fensterecke ein Gekicher herüber, das Gwen zwang aufzublicken und Gesichter zu suchen aus Fleisch und Blut. Durch die Höhlung eines Männerrückens und den gebogenen Arm einer Nymphe sah sie eine junge Frau in der Zimmerecke stehen. Sie hatte den Ober-

körper aus der Bluse geschält und hielt den Arm angewinkelt hinter dem Kopf. Von links hatte sich eine Hand unter ihr Kinn geschoben und verweilte dort mit gespreizten Fingern, bewegte sich kaum. Die Hand maß den Abstand bis zum Schlüsselbein, erspürte die Einbuchtung des Halses mit einer verhaltenen Bewegung der Finger. Ein Schauer durchzuckte den Körper der Frau, ihr Mund schürzte sich zu einem mädchenhaften Lächeln. Sie hatte volle, dunkle Lippen. Lippen, dachte Gwen, auf die Männer gerne Küsse drücken. Die Frau gurrte: »Hören Sie auf, Maître, das kitzelt«, aber die Hand, die kräftige Hand eines Handwerkers, fuhr unbeirrt unters Kinn und tastete sich am Ansatz des Halses zum Kiefer hoch und hinunter. Von Weitem sah es aus wie die Berührung eines blinden Geliebten, liebevoll und zugleich fieberhaft getrieben von der Gier, die Landschaft dieser Haut zu erfahren. Die Frau war nicht schön, Gwen erkannte auf einen flüchtigen Blick Mängel, die sie beruhigten. Darin war sie von der Londoner Slade School of Arts her geübt. Sie erfasste sofort die euterhafte Schwere der Brüste, bemängelte den allzu muskulösen Hals. Und dem Gesicht, das einen Hauch von Südländischem hatte, verlieh der auffällig stumpfe Winkel zwischen Stirn und Nasenrücken etwas entschieden Dämmliches.

Der Meister schob sich vor sein Modell und begann, verschiedene Positionen am erhobenen Frauenarm auszuprobieren. Er befahl ihm, den Ellbogen hinter den Kopf zu biegen und das Handgelenk näher an die Schläfe heranzuholen, gleichzeitig arbeitete er mit raschen Daumenbewegungen an einer Tonfigur. Er hatte kräftige Schultern. Das war das Erste, was Gwen auffiel. Die Dockarbeiter im Hafen von Liverpool hatten solche Schultern. Sicher kam das von seinem Beruf, von der Kraft, die es brauchte, um den Stein zu behauen. Überhaupt schien er ein Riese. Das also

ist der große Meister bei der Arbeit, staunte Gwen. Er, den die ganze Welt bewundert, er steht leibhaftig vor mir, atmet dieselbe Luft ein wie ich. Aber sie empfand keine Ehrfurcht, nicht einmal Freude. Den Kopf hielt er während seiner Betrachtung seitlich geneigt, dabei bildeten sich im Nacken Hautfalten, die über den Kragen des Arbeitskittels quollen. Wie alt mochte er sein? Er hätte ihr Vater sein können. Hilda hatte behauptet, er sei weit über sechzig. Die Frauengeschichten, die man sich in seinem Zusammenhang erzählte, widersprachen aber einem solchen Alter. Gwen hatte Scheußliches gehört. Daran musste sie nun denken, während sie ihn beobachtete, an die vielen Frauen, die sich ihm schon an den Hals geworfen hatten und für die er sich nicht zu schade gewesen war.

Eine Fliege schwirrte im Raum, surrte die Fensterscheibe hoch und schlug immer wieder dumpf dagegen.

»Maître, hier kommt das junge Mädchen. Immerhin wenigstens pünktlich!«

Die Concierge drückte sich gegen den Sockel einer Figurengruppe und schubste Gwen vor sich her, wartete, bis der Meister von seiner Arbeit aufschaute. Gwen bekam Herzklopfen wie beim ersten Mal, als sie die Gänge der Slade School betreten hatte. Eine Ahnung, dass ihr ganzes Leben von dem kommenden Augenblick abhing. Dass gleich eine Tür hinter ihrem Rücken zuschlagen und nichts mehr so sein würde wie zuvor. Ein mulmiges Gefühl überkam sie, ein Brechreiz, obwohl sie nichts im Magen hatte. Oder gerade deswegen. Sie hielt den Atem an und versuchte, ruhig zu bleiben.

»Ah! Die junge englische Dame, dann wollen wir mal sehen!«

Der Meister drehte den Kopf und bedeutete Gwen, näher zu kommen. Neben ihm verharrte das Modell in verführe-

rischer Pose, wurde selbst zur Statue. Das irre Gsumme der Fliege verstummte, vielleicht war sie tot. Nicht einmal die Concierge rührte sich. Dann hing die Stille plötzlich wie ein schweres Tuch im Raum. Gwen hatte zu zittern begonnen, zu viel stand auf dem Spiel. Und diese Kälte, wie sie plötzlich wütete in ihrem Körper. Gwen konnte nichts dagegen tun, die Zähne klapperten, und die Knie fingen an zu schlottern. Unmöglich, sich zu beherrschen. Die Kälte schüttelte sie von innen wie ein Sturmwind. Sprechen kam erst recht nicht mehr infrage. Ihr war, als hätte sie keine Zunge, kein einziges abrufbares Wort im Gedächtnis. Dass ich mich ausgerechnet jetzt so verstockt und unbeholfen geben muss. So schrecklich stumm bin. Dabei habe ich zu Hause gerade diesen Augenblick so viele Male geübt. Tränen begannen ihre Augen zu füllen, die sie nicht einmal zu verbergen suchte. Der Meister würde sie ohnehin gleich nach Hause schicken, wenn er merkte, wie einfältig sie war. Warum sollte er seine Zeit verschwenden und sich mit einer Tumben abgeben? So viele andere Frauen suchten täglich sein Atelier auf. Schöner als sie. Nicht so verstockte.

Der Meister aber war gut gelaunt. Als er sie begrüßte, bildeten sich Fältchen um seine hellblauen Augen, das verlieh seinem Lächeln bübischen Schalk. Er sprach leidlich Englisch, mit dem typischen Akzent der Franzosen. Er redete von der Freude, sie kennenzulernen, und davon, wie arg der Winter heuer sei. Eigenhändig staubte er das Kissen seines Korbstuhls ab und rückte ihn in die Nähe des Heizofens. Lud sie ein, sich zu setzen. »*Please*«, sagte er, als böte er ihr einen Thron an. Sofort hielt sie die geröteten Hände über das Rohr und beugte sich mit dem Gesicht vornüber, damit sie von der Wärme etwas zu spüren bekam. Ihre Kinderhände. Sie sahen so hilflos aus, viel zu klein für diesen Raum.

Langsam taute Gwen auf, und als die Starre in den Gliedern und im Gesicht nachließ, kehrte auch die verlorene Sprache zurück, zuerst in losen Bruchstücken, die sich nur schwer zu den eingeübten Sätzen zusammenfügen wollten. Doch jetzt waren sie ihr von keinem Nutzen mehr, sie musste sich neue ausdenken.

Der Meister verweilte nicht lange neben ihr. Er schaute auf ihren Hut herab, auf die bleichen Wangen, in die nur zögernd wieder Leben zurückkehrte, dann ließ er sie allein und widmete sich wieder seinem Modell.

»Also gut, meine Liebe. Fahren wir fort. Drehen Sie den Kopf ein bisschen mehr zu mir!«

Die Kurve des Halses missfiel ihm, er hieß die Frau noch einmal den Kopf zur Seite drehen. Noch stärker. Noch etwas stärker. Er berührte sie nicht, seine Hände führten die Bewegungen, die er von ihr wollte, in der Luft vor. Dazwischen modellierte er seine Tonstatue, bis er befriedigt war mit der Pose einer vollkommenen Hingabe. Den Kopf zurückgeworfen und die Brüste stolz aus dem verrenkten Rumpf herausgedrückt. Aber das Erstaunlichste waren die Arme. Der Meister hatte sie nach vorn genommen und in kühnem Gegensatz zum aufgebäumten Körper seitlich hängen lassen. Sie gaben dem jungen Wesen etwas Willenloses. Eine Puppe, dachte Gwen. Modelle sind Spielzeuge in den Händen dieses Bildhauers. Sie lassen ihre Seele zu Hause und bringen ihm nur die Hülle, und er bezahlt sie, damit er sie hemmungslos formen und biegen darf. Vielleicht weiß er nicht einmal, dass sie eine Seele haben, diese Frauen, oder die Seele ist ihm gleichgültig.

Mit der Wärme gewann Gwen endlich ihr Selbstvertrauen zurück und wagte, nachdem der Meister sein Modell verabschiedet hatte, ihren ersten französischen Satz: »Ich glaube, ich bin bereit.«

»Fein. Aber Sie sprechen Französisch, das ist sehr gut.«

Der Meister zeigte ihr den Wandschirm und den Ständer. Das Lager, auf das sie sich legen sollte. Alles nur mit der Ruhe. Er habe keine Eile, sagte er, Skizzen gebe es noch zu ordnen und viele Briefe zu beantworten. Sie dürfe sich so viel Zeit nehmen, wie sie wünsche.

Der berühmte Wandschirm. Der gerüschte Stoff, an den Säumen angegraut. Auch davon hatte Hilda gesprochen. Immerhin gab es hier einen. In anderen Ateliers mussten sich die Modelle vor den Augen der Künstler ausziehen. Gwen empfand den Wandschirm als willkommenen Schutz, eine Art Zauberwand. Sie verschwand dahinter als Frau und trat als Modell wieder hervor, das entzog dem Ganzen die Schlüpfrigkeit. Gwen nahm sich Zeit beim Entkleiden. Sie hastete ungern, Ordnung musste sein. Eines nach dem anderen streifte sie die Kleidungsstücke ab und dabei stellte sie sich vor, dass der Meister beim Briefeschreiben zuhörte, wie die Stoffe raschelten, und dass er sich ihre schrittweise Entblößung ausmalte. Es machte ihr nichts aus, noch stand sie sicher hinter dem Wandschirm. Sie rollte ihre Unterwäsche ins Kleid, legte es zusammengefaltet auf den Schemel unter den Hut und stopfte zuletzt die Strümpfe in die Stiefeletten.

Jetzt war sie nackt. Sie fühlte sich nüchtern und beherrscht. Keine Scham trübte ihre Freude am eigenen Körper. Er wirkte zerbrechlich, weil er so dünn war. So zart. Etwas mehr Fleisch um die Hüfte und an den Schenkeln würde nicht schaden, auch die Brüste könnten fülliger sein. Sie hatten noch etwas Unfertiges, passten eher zu einem zehn Jahre jüngeren Mädchen.

Gwen huschte hinter dem Wandschirm hervor, legte sich aufs Lager und verharrte mit dem Kopf seitlich aufgestützt. Das Tuch fühlte sich kalt an, und ganz sauber war es auch nicht. Ein schwarzes Frauenhaar kringelte sich darauf,

Gwen blies es weg und räusperte sich. Sofort stockte die Feder des Meisters.

Er trat nicht zu nahe an sie heran, sondern blieb diskret auf ein paar Schritte Entfernung stehen. Er wollte sie nicht aufscheuchen. Manches Modell hatte sich schon unter seinem Blick verkrampft. Sie nicht. Sie wirkte wehrlos und ausgeliefert wie ein kleines Lamm. Weiß. So unendlich weiß. Ihre Haut hatte diese bläulich durchzogene Durchsichtigkeit, die er von anderen Engländerinnen her kannte, von den Rothaarigen mit den grauen Augen. Auch sie hatte graue Augen oder wässrig blaue. Und üppiges, kupferfarbenes Haar, mit einer Strähne, die sich aus dem Dutt gelöst hatte und um ihre linke Wange strich. Absicht? Er konnte es sich nicht vorstellen, sie schien zu ernst, um eitel zu sein. Nicht das geringste Rouge färbte ihre Lippen, kein Puder täuschte einen perfekten Teint vor. Sie hatte leichte Rötungen um die Nasenflügel, vielleicht von einer Erkältung. Dass sie diese nicht zu vertuschen suchte, bewegte ihn; er folgerte, dass sie in diesem Beruf noch wenig Erfahrung haben musste. Was ihn jedoch am meisten einnahm, war nicht ihr Gesicht, nicht einmal die ruhige Selbstverständlichkeit, mit der sie seine Blicke aushielt. Nein, es war ihr Körper, der ihn bezauberte, die schlanken Glieder, denen Jungfräuliches anhaftete, ohne kindlich zu sein. Er hatte schon lange keine unverbrauchtere Frau gesehen, keine, die über die erste Jugend hinaus so vollkommen rein geblieben war.

Er bat sie, aufzustehen und sich zu drehen. Langsam, sagte er, ganz langsam. Mit geschmeidigen Bewegungen kam sie der Bitte nach, drehte sich in winzigen Schritten um sich selbst. Sie machte keinerlei Anstalten, die Arme über den Brüsten zu kreuzen oder die Hände über die Scham zu legen. Sie erwiderte sogar seinen Blick, forschend wie sein eigener. Vielleicht hatte er sich getäuscht, und sie war gar

nicht so unerfahren. Vielleicht war sie sogar ein routinier-
tes Modell. Er wurde nicht klug aus ihr, betrachtete jetzt
den Rücken, in dem die Wirbel eine geschwungene Furche
bis zu den Grübchen über dem schmalen Gesäß zeichneten.
Sie stand da wie eine griechische Statue, deutlich erkannte
er an ihrer Gestalt die vier Richtungen der klassischen Pose.
Die rechte Schulter leicht herabgesenkt und, kontrapunk-
tisch dazu, die rechte Hüftseite höher als die linke, über
dem Standbein merklich hervorgekehrt, sodass sich eine
sachte Wellenbewegung durch den ganzen Rumpf bis in die
Beine schlug.

»Sie haben einen wundervollen Körper, Mademoiselle, Sie
können gleich morgen anfangen, wenn Sie möchten.«

Sie lächelte ihn an. Ihr bescheidenstes Lächeln. Doch in-
nerlich frohlockte sie. Bilder eines goldenen Pariser Som-
mers stürmten auf sie ein und verdrängten die Zeiten der
Not, die sie durchlebte. Am liebsten wäre sie dem Meister
um den Hals gefallen, egal, dass sie keine Kleider trug. Aber
Gefühle zeigte man nicht, Gefühle gehörten gezügelt und
unter angelerntem Gleichmut erstickt. Darin hatte sie Er-
fahrung. Mit einem höflichen »*Merci, Maître*« zog sie sich
hinter den Wandschirm zurück und schlüpfte wieder in die
klammen Kleider.

»Dein Erfolg bei Rodin ist ja schön und gut, aber pass auf,
dass er dir nicht zu Kopf steigt.« Dorelia goss Tee in eine
Tasse und reichte sie Gwen. »Ich an deiner Stelle würde
meine Freude etwas zügeln. Man weiß nie.«

»Ach, Dodo, du verstehst nicht, was das bedeutet. Das
ist ... wie soll ich nur sagen ... eine Ehre. Ja, genau. Eine
Ehre. Er wird meine Statue machen, und dann wird mich

ganz Paris im nächsten *Salon* bewundern. Kannst du dir das vorstellen? Das ist eine echte Chance. So was gibts nicht zweimal.«

»Na, wenn du meinst. Ich wusste nicht, dass du so eitel bist.«

»Bin ich gar nicht. Es geht ja nicht um mich, es geht um mein Abbild, verstehst du? Und darum, dass er mich für würdig befindet, ihm Materie für eine seiner Kreationen zu sein.«

»Braucht ein großer Künstler wie Rodin immer ein Modell, um Kunst zu schaffen? Kann er sie nicht aus dem Kopf direkt in Ton formen?«

»Kunst ist ein Prozess des Gestaltens und Umformens, eine Art Interpretation der Wirklichkeit, Dodo. Der Maître benutzt das Modell als Ausschnitt einer physischen Wirklichkeit, die er aus persönlicher Sicht neu und einmalig erschafft. Dafür braucht auch er, so geübt und erfahren er ist, lebende Modelle.«

Dorelia zuckte ungeduldig die Achseln. Sie hatte über das Modellsitzen hinaus wenig Verständnis für Kunst. Mit Dorelia war kein tiefschürfendes Gespräch über Kunst möglich. Für sie war alles einfach und vordergründig. Sie ließ immer nur die Oberflächen gelten und verspürte nie den Drang, sie anzukratzen, um sich überraschen zu lassen, wie es darunter aussah. Jetzt setzte sie sich an den Tisch und holte ihr Nähzeug hervor, als wäre nur von Kartoffelspeisen oder vom Schnee die Rede gewesen, nicht vom großen Rodin. Gwen trat ans Fenster und trank den Tee in raschen Schlucken. Er tat gut, belebte die vom Frost betäubten Glieder. Draußen wurden gerade die Gaslaternen rund um den kleinen Park angezündet. Die Bäume mit dem Schneerest auf den Ästen schienen in der Dämmerung aufzuflackern, aus dem Nichts gezauberte Fackeln, und das wattige Grau

des Himmels über den Dächern bekam einen gelben Schimmer. Es war acht Uhr abends, Gwen erspähte schon die ersten Schaulustigen, die von der Avenue du Maine zur nahen Rue de la Gaîté strömten. In wenigen Minuten würde das Spektakel am Théâtre de Montparnasse beginnen, irgendein dummer Schwank, nicht besser als die Stücke im Londoner East End. Gwen empfand die plötzliche Belebung als störend. Es war jeden Tag dasselbe: die stille Dämmerung und dann, ganz jäh, das künstliche Licht im Quartier, die laute Heiterkeit der Passanten, Hufschläge auf dem Kopfsteinpflaster und später, kaum hatten die letzten Cafés geschlossen, das Gegröle der Betrunkenen, die nach Hause torkelten.

»Schon wieder dieser Menschauflauf, schau, sogar Frauen ohne Begleitung gehen ins Theater.« Gwen reckte den Hals, um ihnen nachzublicken. Die Frauen waren grell gekleidet und lachten ungehemmt, wenn ein Mann sie ansprach.

Gwen hatte das Quartier bereits satt. Sie hätte sich mehr Ruhe gewünscht, die Sicht auf ein Tal oder einen Wald. Am liebsten auf einen Fluss mit riedbewachsenem Ufer. Aber Dorelia hatte recht. Wenn sie als Modelle ihr Geld verdienen wollten, mussten sie dort leben, wo die Künstler wohnten und arbeiteten. Und hier, im Montparnasse, gab es sie zuhauf, die guten und die weniger guten, die Möchtegerne und die Genies. Sie lebten alle hier, sozusagen um die Ecke.

Nur er nicht. Er war anders. Ein Einzelgänger. Ein Schaffenswütiger. Ein Übermensch. Beim Gedanken an den Meister überkam Gwen wieder diese Erregung, sie spürte sie in allen Gliedern, ein milder, fast angenehmer Schmerz. Die Erinnerung ließ sie die Kälte vergessen und löste schlagartig ihre Zunge. Noch einmal musste sie mit der Freundin über den Meister reden, ihn beschreiben, seine genauen

Worte wiedergeben und vom Stolz erzählen, den sie unter seinem bewundernden Blick empfunden hatte. Wäre sie verliebt gewesen, diese Begeisterung hätte sie verraten. Aber Gwen war nicht verliebt, an Liebe dachte sie seit Langem nicht mehr. Seit London. Die letzte Wunde hatte schlecht geheilt.

»Hör auf, Gwen, du schwärmst wie ein junges Mädchen. Komm zur Besinnung! Bezahlt hat er dir jedenfalls noch nichts. Wir sind nach wie vor arm wie Kirchenmäuse.«

Dorelia fädelte eine Nadel ein. Mit angehaltenem Atem konzentrierte sie sich auf das Ohr, furchte die Stirn, bis sie den Faden nach mehreren Versuchen endlich durchgezogen hatte. Vom Kerzenlicht hatte ihr Gesicht etwas Feuriges, und die Wangenknochen, von künstlicher Röte angehaucht, schienen breiter und stärker als üblich hervortreten. Sie trug das taubengraue Baumwollkleid mit den schwarzen Linien, in dem Gwen sie in Toulouse gemalt hatte. Ihr Lieblingskleid, obwohl es schon abgegriffen war, weil sie es diesen Winter so oft getragen hatte. Wie schön sie ist, dachte Gwen, irgendwie nicht von dieser Welt. Aber die Worte kamen dem Genuss des Sehens nicht bei, im Zusammenhang mit Dorelia tönnten sie hohl. Neidlos bewunderte Gwen das Ebenmaß ihrer Gesichtszüge, das glänzende dunkle Haar. Ihre Ruhe. Die vor allem. Nie entfuhr Dorelia eine unbeachtete Gebärde, ob sie kochte oder las, ob sie spazierte oder nähte, immer bewegte sie sich achtsam, träge fast, mit dem untrüglichen Sinn für das richtige Maß. Diese Ruhe narrte Gwen, warf Fragen auf. In keinem der vier Porträts von Toulouse, in keiner der unzähligen Skizzen hatte sie sich ganz einfangen lassen. Gwen hatte mit jedem Bild eine Enttäuschung erlebt, die sie anspornte, von vorne zu beginnen. Etwas an Dorelia entglitt ihr noch. Ein Widerspruch, dem sie nicht auf die Schliche kam.



1. Auflage 2025

© ebersbach & simon, Berlin

info@ebersbach-simon.de

Mozartstr. 2 | 12247 Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Lisa Neuhalfen, moretypes Berlin

Covermotiv: © Mark Owen/Trevillion Images

Satz: Birgit Cirksema · Satzfein, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Karl-Marx-Str. 24 | 07381 Pößneck

ISBN 978-3-86915-324-7

www.ebersbach-simon.de

Gedruckt auf Papier aus nachhaltiger Forstwirtschaft

Printed in Germany